



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Julian. Von Joseph Frhr. von Eichendorff.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Julian. Von Joseph Frhr. von Eichendorff.

(Leipzig, Simion.)

Vor ungefähr dreißig Jahren erschien von Eichendorff eine kleine Novelle: „Das Marmorbild“, in welcher die alte volksthümliche Sage vom Venusberg in eine angemessenere Localität verlegt und poetisch idealisirt wurde. Ein deutscher Künstler kam in der Nähe von Rom in einen alten heidnischen Tempel, der sich nächtlich mit den Gestalten, die ihn früher belebt hatten, wieder anfüllte. Die Säulen strahlten in der alten Pracht, phantastische Blumengewinde deuteten irgend ein Fest der alten Götter an, und diese selbst traten aus ihren Marmorbildern lebendig heraus, in aller Kraft der heidnischen Sinnlichkeit und all der jugendlichen Lebensfülle, wie sie die griechischen Dichter geträumt hatten. Es erfolgte eine jener wilden Orgien, die für die christlichen Vorstellungen ein Abscheu sein mußten. Berauscht schlief der Künstler ein, und als er erwachte, fand er sich unter zertrümmerten Säulen und Götterbildern, die von wildem Unkraut und von Giftpflanzen umrankt waren, und welchen selbst das Morgenlicht ein gespenstisches Ansehen gab.

Diese bildliche Darstellung von der Krankhaftigkeit des neu auflebenden Heidenthums hat der alte Dichter in seinem neuen romantischen Epos wieder aufgenommen. Auch hier ist es ein antikes Marmorbild, welches durch ein Wunder belebt wird, und die Menschen zur Sünde und zum Abfall von Gott verlockt.

Das lyrische Talent unsres Dichters ist noch keineswegs erloschen; die Farben sind ebenso frisch und lebendig, wie in seinen früheren Gedichten, und die Melodie gleitet leicht und anmuthig dahin. Als eine Probe geben wir den Gesang jenes dämonischen Wesens, das sich unter dem Namen Fausta unter den Sterblichen bewegt, und von dem wir bis zum Schluß nicht erfahren, wen wir eigentlich vor uns haben, ob eine Göttin oder eine Zauberin, ein Gespenst oder ein Geschöpf mit Fleisch und Blut.

Hörst Du nicht die Quellen gehen
Zwischen Stein und Blumen weit
Nach den stillen Waldes-Seen,
Wo die Marmorbilder stehen
In der schönen Einsamkeit?
Von den Bergen sacht hernieder,
Wehend die wrakten Pieder,
Steigt die wunderbare Nacht,
Und die Gründe glänzen wieder,
Wo Du's oft im Traum gedacht. —

Kennst die Blume Du, entsprossen
 In dem mondbehlänkten Grund?
 Aus der Knospe halb erschlossen
 Junge Glieder blühend sprossen,
 Weiße Arme, rother Mund,
 Und die Nachtigallen schlagen,
 Und rings hebt es an zu klagen,
 Ach, vor Liebe todeswund,
 Von versunkenen schönen Tagen —
 Komm', o komm' zum stillen Grund!

Von der Composition dagegen können wir nicht viel Gutes sagen. Es ist das eigentlich immer Eichendorff's schwächste Seite gewesen. Er hat wohl die Elemente zu einem guten Gedicht aufzufinden gewußt, er hat auch den richtigen Ton getroffen, aber er hat daraus nie ein harmonisches Ganze gemacht. Diesmal hat er sich ganz dem Spiel seiner Laune überlassen, und es fehlt nicht bloß aller Zusammenhang, sondern auch alle wirkliche Gestaltung. Von den einzelnen Personen, die darin auftreten, wird Dies und Jenes berichtet, dann verlieren wir sie wieder aus den Augen und es treten andere an ihre Stelle. Der Kaiser Julian, den wir zuerst als den Helden betrachten mußten, wird darauf bei Seite geschoben, und ein junger römischer Ritter nimmt seine Stelle ein; jene Fausta bleibt uns nicht bloß räthselhaft, sondern, was noch schlimmer ist, wir erfahren viel zu wenig von ihr, um ein wirkliches Interesse an ihr zu nehmen und uns mit der Auflösung des Räthfels zu beschäftigen.

Ganz willkürlich springt Eichendorff mit dem historischen Stoff um. Die Verhältnisse, die er erzählt, haben nicht die geringste Aehnlichkeit mit der wirklichen Geschichte; ja, er geht so weit, dem ehrlichen Romantiker Julian Menschenopfer Schuld zu geben. Sobald man einmal bekannte historische Persönlichkeiten einführt, ist eine solche Freiheit doch nicht mehr erlaubt, um so weniger, da sie für die Plastik des Gedichts nicht nützlich, sondern schädlich ist. In der wirklichen Geschichte Julians hätte Eichendorff viele Züge gefunden, die sich poetisch sehr gut verwerthen ließen, und die sowohl unser Gefühl, als unsere Einbildungskraft beschäftigt hätten; aus seiner rein phantastischen Welt dagegen treten keine lebendigen Wesen mit scharfen Umrissen hervor, die unsere Theilnahme in Anspruch nehmen könnten, wir bewegen uns in der widerstandlosen Welt der Schatten, und werden daher ermüdet trotz der Kürze des Gedichts.

Trotzdem hat es auf uns einen angenehmen Eindruck gemacht, daß der alte Sänger der Romantik noch immer so viel jugendliche Frische bewahrt hat, daß er die Heiligenbilder seines Herzens mit so viel Treue hegt und pflegt. Bei ihm ist die Romantik nicht, wie bei den Doctrinair's der Schule, eine Sache der Reflexion gewesen, sondern es war die natürliche Stimmung seiner Seele, darum

ist sie ihm auch geblieben, und hat ihm keine bitteren Früchte getragen. Trotz unseres verschiedenen Standpunkts können wir uns an seinem harmlosen Spiel erfreuen, und empfinden keinen Augenblick den Zwiespalt der Bildung heraus, der uns bei den übrigen Romantikern so unangenehm wird.

Das osmanische Seewesen.

1.

Außer England wird kaum ein anderer großer Staat dermaßen von maritimen Verhältnissen beherrscht, wie das osmanische Reich. Hingestreckt über die angrenzenden Räume dreier Erdteilen, nimmt es gleichzeitig eine Zwischenstellung ein, inmitten zweier geschiedener Wasserwelten, zwischen dem System des atlantischen und des indischen Oceans.

Das sind Raumverhältnisse, für die wir auf der diesseitigen Hemisphäre kein weiteres Beispiel finden, und denen auf der anderen die Weltposition von Mexiko und von den Vereinigten Staaten nur bedingungsweise verglichen werden kann. Frankreichs europäische Centrallage, vermöge deren es den Ocean, die Nordsee und das Mittelmeer mit seinen Küsten berührt, und während zweier Jahrhunderte den politischen Schwerpunkt des Continents und die geschichtliche Initiative in sich vereinigte, verschwindet neben einer Stellung, mit welcher der Beruf verbunden zu sein scheint, die ausgleichende Mitte der Interessen dreier Erdtheile und zweier Oceans zu sein.

Es ist bemerkenswerth, daß diese dominirende Position der in Frage stehenden Räume seither stets nur continental, nicht maritim benutzt worden ist. Das osmanische Reich war, von der Zeit an, wo es Constantinopel seinen Besitzungen einverleibt und hier seinen Mittelpunkt gefunden hatte, besser situirt wie irgend ein anderer Staat, um eine Weltseemacht zu werden. Indien lag ihm um das Zehnfache näher wie den Portugiesen, die den Seeweg dorthin damals um das „Cap“ herum suchen mußten; und was von den Portugiesen galt, hatte die nämliche Geltung für alle andern europäischen Nationen. Die politischen Pläne des erobernden Hirten- und Reitervolkes erhoben sich indeß nie zu der Höhe der Entwürfe einer Handelsnation. Ja das Meer war in mehr als einer Hinsicht eine seiner Natur und dem Standpunkte seiner Civilisation, nämlich demjenigen eben sesshaft gewordener Nomaden, widerstrebendes Element. Darin, so wie in der Unkunde der Türken im Ingenieurwesen ist es wohl hauptsächlich begründet, daß gleich einer Insel inmitten der Fluth, Constantinopel und der Rest des Griechenreiches sich noch viele Jahrhunderte hindurch als Enclaven des osmanischen Staates erhalten konnten.